

After Woke

Fröhliche Wissenschaft 240

Jens Balzer

After Woke



Matthes & Seitz Berlin

1.

Am 7. Oktober 2023 verübt die islamofaschistische Terrororganisation Hamas eine Reihe von Massakern in der Negev-Wüste im Süden von Israel, in Siedlungen, Kleinstädten und Kibbuzen. Die palästinensischen Terrorist*innen überfallen ein Trance-Techno-Festival, das Supernova Sukkot Gathering, das jährlich am Ende des Laubhüttenfests in der Nähe des Kibbuz Be'im abgehalten wird, und erschießen Hunderte der jungen Menschen, die dort gerade noch tanzten und nun vor den Angreifer*innen um ihr Leben fliehen und sich – meistens – vergeblich verstecken. Die Angreifer*innen filmen die Jagd auf ihre Opfer und die Morde mit Bodycams; manche Morde filmen sie sogar mit den Mobiltelefonen der Opfer, um die Aufnahmen anschließend an deren Familien zu senden. Sie reißen Frauen die Kleider vom Leib und vergewaltigen sie im Freien und filmen selbst das. Vom Supernova-Festival und aus den umliegenden kleinen Städten und Kibbuzen verschleppen sie über zweihundert Menschen in den Gaza-Streifen, um sie dort als Geiseln zu halten. Viele der Ver-

schleppten sterben in der Geiselhaft; jene, die überleben und nach Hause zurückkehren können, berichten davon, dass sie gefoltert, vergewaltigt, unter Drogen gesetzt, in Käfige eingesperrt wurden.

Der Terror der Hamas ist von unbeschreiblicher Brutalität, die Bilder ihrer Aktionen sind kaum zu ertragen. Doch sind nicht nur die Mitglieder der Terror-Miliz an den Taten beteiligt, wie Videoaufnahmen zeigen. Es sind auch ganz normale Männer, Frauen, Jugendliche, die an diesem Tag über den Grenzzaun kommen, die Ersten fliegen mit Flugdrachen darüber, die Nächsten fahren mit Motorrädern und Pick-ups heran, manche sind in Jogginghosen gekleidet, tragen Freizeitlatschen, als ob sie von der ganzen Geschichte zufällig gehört hätten, um sich nun, als wäre es eine willkommene Auflockerung ihres Alltags, an den Exzessen der Grausamkeit zu ergötzen und zu beteiligen und um die Bilder dieser Exzesse alsdann in den sozialen Netzwerken um die Welt zu senden. Damit wollen sie der Welt zeigen: Die Menschen, an denen wir uns hier vergehen, sind für uns keine Menschen; es geht uns nicht mehr darum, einen Gegner zu bekämpfen, wir wollen vielmehr diesen Gegner vernichten, entmenschlichen – und um das zu erreichen, ist ihnen gerade auch die sexualisierte

Gewalt ein bevorzugtes Mittel. Denn in den Augen der »lachenden Täter«¹ stehen die Körper der Frauen symbolisch für den Körper des bekämpften Staats Israel, den es zu zerstören gilt, und für sein Staatsvolk.

Dass die Kämpfer*innen der Hamas sich als Ort eines ihrer Massaker ein Techno-Festival ausgesucht haben, fügt sich in eine Reihe von islamistischen Anschlägen des vorangegangenen Jahrzehnts: auf den Konzertsaal Bataclan in Paris am 13. November 2015; auf den queeren Club Pulse in Orlando, Florida, am 12. Juni 2016; auf das Konzert des Teenie-Stars Ariana Grande in Manchester am 22. Mai 2017; auf den queeren Club London Pub in Oslo am 25. Juni 2022 ... Clubs sind vulnerable Orte, an denen Menschen sich gehen lassen, weil sie sich dort sicher fühlen, es sind »safer spaces«, an denen man ohne Angst vor der restlichen Welt eine Nacht lang das Leben feiert. Wer sich solche Orte als Anschlagziel aussucht, der zeigt damit immer auch: Ihr, die wir als Gegner betrachten – ihr seid an keinem Ort auf der Welt sicher, und schon gar nicht an jenen Orten, an denen ihr Sicherheit sucht, um das Leben zu feiern. Denn für die lachenden Täter der Hamas gilt es nicht, das Leben zu feiern, sondern den Tod. So hat es die Schriftstellerin Elfriede Jelinek beschrieben, in einem Text, der einen Monat nach dem Massaker erschien:

Wenn Fanatiker wüten, denen das Leben gar nichts gilt, und der Tod etwas Erstrebenswertes ist, durch das man Märtyrer werden und sich zu den Jungfrauen begeben darf, dann gibt es keine Übereinkünfte mehr darüber, wovon Leben abhängt und was es braucht, um sich zu erhalten. [...] Je mehr sie also das Gerechte ihres Ziels herausschreien, aus der Totalität in die Totalität, diese quasi staatsterroristische Mordlust an diesen unschuldigen, meist jungen, tanzenden und feiernden Menschen (Staatsterrorismus? Kein dazugehöriger Staat in Sicht!, aus solchen Taten entsteht kein Staat, niemals!), desto mehr Leere entsteht, ein saugendes Vakuum, und desto schneller verfallen auch alle Bemühungen zur Aufnahmsprüfung in die Zivilisation. Die Hamas gehört ihr nicht an. Durchgefallen, bevor die Prüfung noch stattgefunden hat.²

Der 7. Oktober 2023 ist ein Zivilisationsbruch, ein Tag, an dem die Werte der Humanität, wie Elfriede Jelinek schreibt, in einem »Ascheregen« aufgegangen sind: »Asche, über uns alle ausgestreut, bis der Wind sie verbläst. Über unsere Köpfe hinweg. Wir sehen nur, wie der schwarze Rauch davongeweht wird und der Schrecken übrig bleibt.« Jeder denkende und jeder empfindsame Mensch, so sollte man meinen, fühlt an diesem

Tag mit den Opfern, mit den Toten, mit den Verschleppten.

Aber so ist es nicht.

So ist es nicht im Gaza-Streifen, wo die Entführer*innen und Mörder*innen von begeistert jubelnden Menschenmengen empfangen werden. Nicht in Berlin-Neukölln, wo arabischstämmige Berliner*innen noch am gleichen Tag zur Feier der Ereignisse auf der Sonnenallee Süßigkeiten verteilen. Und auch viele Intellektuelle, die sich der Gedankenwelt des Postkolonialismus zuordnen, bedenken die Opfer mit Kälte und Ignoranz. »Die gewählte Führung in Gaza schlägt zurück«, freut sich etwa der britische Autor Tariq Ali noch am 7. Oktober in einem Text für die *New Left Review*: »Sie brechen aus ihrem Freiluftgefängnis aus und überqueren die Südgrenze Israels, wobei sie militärische Ziele und Siedler*innen angreifen« – die Massaker, Vergewaltigungen, Verschleppungen werden von Ali verschwiegen – »Sie nehmen die Dinge in ihre eigene Hand [...] und stehen auf gegen die Kolonisatoren.«³ Ismail Ibrahim, ein Autor des hippen linken *n+1*-Magazins, feiert in seinem Kommentar das »Loch in den Grenzen der Welt«, das seiner Ansicht nach am 7. Oktober geschlagen wurde: »Ich spürte den Schock und die Schönheit von etwas Unvorstellbarem, das sich ereignet hatte.«⁴ Und die Autorin Najma Sharif schreibt wiederum in

einem viel diskutierten und zigtausendfach geliketen Kommentar auf X: »What did y'all think decolonization meant? Vibes? Papers? Essays? Losers«,⁵ was vielleicht mit den »Überlegungen« von Ulrike Meinhof, die der *Spiegel* im Juni 1970 veröffentlichte, eine deutschsprachige Entsprechung findet:

[W]ir sagen, natürlich, die Bullen sind Schweine, wir sagen, der Typ in Uniform ist ein Schwein, das ist kein Mensch, und so haben wir uns mit ihm auseinanderzusetzen. Das heißt, wir haben nicht mit ihm zu reden, und es ist falsch überhaupt mit diesen Leuten zu reden, und natürlich kann geschossen werden.⁶

Das sind nur einige der vielen sich ähnelnden Kommentare, die schon am Wochenende nach den Massakern in der Negev-Wüste kursieren.⁷ Doch nicht nur unter Intellektuellen herrscht angesichts der Geschehnisse eine klirrende Kälte gegenüber den Opfern, die lediglich als »legitime Ziele« im Kampf um Dekolonisierung erscheinen. Diese Verpanzerung, diese Empathielosigkeit gegenüber dem Grauen, gegenüber dem Leid anderer Menschen wird gerade auch unter Künstler*innen geteilt – nicht zuletzt unter solchen, die sich sonst besonders sensibel, »woke« und »aware«

geben, die eigentlich allen Grund hätten, mindestens den Angriff der Hamas auf das Supernova-Festival auch als einen Angriff auf ihre eigene Existenz, ihre eigene Lebensart zu begreifen – denn es ist, wie schon oben beschrieben, ja kein Zufall, dass islamistische Terrorist*innen sich immer wieder Konzertsäle und queere Clubs als Angriffsziele auswählen, sind dies doch symbolisch aufgeladene Ziele für all jene, denen Diversität, Freiheit, Rausch, Euphorie bloß als Zeichen der »westlichen« Dekadenz gelten. Während aber auf die Solidarität der Techno-, Club- und Rave-Szene nach den Anschlägen in Paris, Orlando, Manchester, Oslo und so weiter immer Verlass war, stets Mitgefühl bekundet wurde und Soli-Konzerte und Festivals veranstaltet wurden, passiert nach dem Massaker auf dem Supernova-Festival hingegen erst mal: nichts. Kein prominenter DJ, keine Produzentin, kein Club, keine Veranstalterin bezieht in den ersten Tagen Stellung. Wo man sonst spontan die Regenbogen-Pride-Fahnen in den sozialen Netzwerken hisst oder – wie bei Black Lives Matter – nur noch schwarze Quadrate als Zeichen der Trauer postet, herrschen diesmal Schweigen und Leere. Es sei denn, man macht es wie der amerikanische DJ-Superstar Juliana Huxtable, nicht-binäre Symbolfigur des aktuellen Achtsamkeitstechno: Auf Instagram solidarisiert sich Huxtable am Tag

nach dem Anschlag ohne weiteren Kommentar mit der palästinensischen »Gegenwehr« gegen die israelische »Apartheid«, eine »Gegenwehr«, die, so muss man es dann wohl verstehen, für Huxtable auch Mord und Vergewaltigungen rechtfertigt. Und auch die prominente britische trans Frau Munroe Bergdorf, die im vorangegangenen Sommer gerade noch als Muse der*s nicht-binären Sänger*in Anohni aufgetreten war und als Darstellerin in deren Videoclip »It Must Change« posierte,⁸ schreibt auf Instagram am gleichen Tag: »Vieles von dem, was im besetzten Palästina geschieht, wird in künftigen Geschichtsbüchern als Beispiel für einen revolutionären Kampf stehen.« Auch für Bergdorf, die sich als Feministin bezeichnet und kurz nach den Massakern als erste trans Frau in das Amt des »UN Women UK Champion« gewählt wird, spielt die Grausamkeit der Hamas-Terrorist*innen und ihre Ausübung sexualisierter Gewalt augenscheinlich keine Rolle oder ist als Ausdruck des »revolutionären Kampfs« zu verbuchen.

Hier haben wir es offensichtlich mit einem Widerspruch zu tun, einer kognitiven Dissonanz, die auf den ersten Blick unerklärlich bleibt: Wie kann es sein, dass jemand, der sich selbst als Protagonistin der politischen Emanzipation versteht, keinerlei Mitgefühl mit den Opfern eines Massakers hat? Und – als wäre es damit noch

nicht genug – dabei auch noch eine Gruppe von Terrorist*innen als Protagonist*innen eines »revolutionären Kampfs« idolisiert, die ein zutiefst patriarchales, misogynies, homo- und transfeindliches Weltbild pflegt? Erste Hinweise auf eine mögliche Antwort lassen sich bei Munroe Bergdorf, die sich selber nicht nur als trans identifiziert, sondern auch als Schwarz, finden. Sie hatte schon in früheren Kommentaren auf Instagram darauf verwiesen, dass in ihren Augen »alle Weißen Rassisten« seien und dass auch »weißer Feminismus« nichts anderes als eine Spielart des »weißen Suprematismus« sei.

In der Gedankenwelt der »Critical Whiteness Theory«, der diese Einordnungen entstammen, gehören weiße Menschen generell auf die Seite des Kolonialismus und Imperialismus, sind sie schon allein aufgrund ihrer Hautfarbe unauflösbar in die Geschichte und Gegenwart der rassistischen Diskriminierung verstrickt. Und jüdische Menschen werden – unbeschadet der Tatsache, dass es unter ihnen viele verschiedene ethnische Gruppen mit verschiedenen Hautfarben gibt – auf ebendieser Seite des Weißseins verbucht. Dass jüdische Menschen selbst zu Opfern rassistischer Diskriminierung werden können, ist in dieser Gedankenwelt, in diesem ideologischen Schema schlicht nicht vorgesehen. Der Staat Israel wird denn auch nicht als Heimstatt, als »sa-

fer space« für Menschen betrachtet, die hierhin vor einer Jahrhunderte, Jahrtausende währenden Geschichte der antisemitischen Unterdrückung und Gewalt geflohen sind – sondern ausschließlich als »weißer«, »kolonialistischer« Staat von Menschen, die ein »indigenes« Volk, die Palästinenser*innen, aus ihrem angestammten Siedlungsgebiet vertrieben haben und über all jene, die geblieben sind, nun als Besatzungsmacht herrschen.

»#MeToo unless you're a Jew«, so hat die Autorin Anastasia Tikhomirova diese Haltung bitter beschrieben.⁹ Viele Menschen, die bis dahin unter dem Schlagwort #MeToo gegen sexistische Diskriminierung und sexualisierte Gewalt gekämpft haben, die bis dahin für sich in Anspruch genommen haben, als besonders »woke« oder sensibel zu gelten, die sich für mehr »Awareness« im öffentlichen Diskurs ausgesprochen und sich leidenschaftlich darüber erregt haben, wenn jemand etwa eine trans Person mit einem Pronomen anredet, das diese Person als falsch und seinen Gebrauch mithin als verletzend oder gar diskriminierend erachtet – viele Menschen also, für die Achtsamkeit, Aufmerksamkeit, Empathie zu zentralen Daseinsprinzipien geworden sind, lassen gegenüber den jüdischen Opfern jegliche Art des Mitgefühls und der Solidarität vermissen oder verweigern es sogar. Das ist verstörend –

für viele jüdische Menschen, die hierin völlig zu Recht eine Eskalation des linken und muslimischen Antisemitismus erkennen; aber auch für viele andere Menschen, die in der postkolonialen, queerfeministischen, »woken« Community – trotz aller Kritik in Details – eine intellektuelle und politische Heimat gefunden zu haben glaubten (der Verfasser dieses Essays zählt sich dazu). In den Tagen nach dem 7. Oktober macht sich unter diesen Menschen nicht nur Unverständnis und Entsetzen breit, sondern auch eine tiefe Enttäuschung und Traurigkeit. Und so kann man den Umgang der »woken«, postkolonialen, queerfeministischen Linken mit dem Terrorangriff der Hamas kaum anders bezeichnen denn als moralischen Bankrott; es ist ein Bankrott, der die politische Integrität dieser Linken ebenso infrage stellt wie die Legitimität, mit der sie zuvor – in oftmals hohem moralischem Ton – rassistische, homophobe, misogyne Diskriminierungen kritisiert hat.

Dass die »woke« Linke einen moralischen Bankrott erlitten hat, das stellen aber natürlich nicht nur jene fest, die sich unlängst noch zu ihr zählten oder mit ihr sympathisierten, sondern gerade auch jene konservativen und reaktionären Stimmen, die sich zuvor schon über die von dieser postkolonialen, queerfeministischen, »woken« Linken ausgehenden Zumutungen beklagt

hatten. So ist nach dem 7. Oktober in vielen Texten zu lesen, dass der Postkolonialismus ein »Monster« geboren habe. Die Empathielosigkeit und Heuchelei seiner Protagonist*innen nach den Massakern der Hamas zeige, dass es »den Woken« mit ihrer Achtsamkeit niemals wirklich ernst gewesen sei. Vielmehr offenbare sich nun, was man vorher bereits geahnt habe: Dass es sich bei dieser theoretischen Strömung um nichts anderes handle als um die intellektuelle Marotte einer ökonomisch verwöhnten Jugend, die sich in den Wärmehallen des universitären Betriebs immer weiter von der realen Welt entfernt habe und die dabei – wie man an ihren antisemitischen Ausbrüchen sehen könne – den Prozess einer politischen Radikalisierung durchlaufen habe. Als »Befreiungsbewegung« sei der Postkolonialismus am Ende¹⁰ – ebenso wie die »woke« Bewegung im Ganzen, die sich zuvor schon in zunehmend esoterischen Spinnereien verlaufen, wenn nicht sogar, schlimmer noch, lediglich als schickes Ornament für einen immer zügelloseren Turbokapitalismus erwiesen habe. Tatsächlich leiste sich inzwischen ja jedes Start-up, jeder multinationale Konzern eine Diversity-Beauftragte sowie »Diversity, Inclusion, Equality«-Trainings, um die eigene politische Emanzipiertheit unter Beweis zu stellen – während sie dessen ungeachtet ihre aggressiv-ausbeuterischen Ge-

schäftspraktiken so munter weiterverfolgten wie bisher. Eine Weile lang habe sich die Öffentlichkeit davon täuschen lassen, doch dämmere dieser inzwischen, dass es sich bei der »Wokeness« bloß um die neueste Ausprägung eines »progressiven Neoliberalismus« handle, der sich die Symbolik emanzipatorischer Bewegungen einverleibt habe, um auf diese Weise die bürgerlichen Mittel- und Oberschichten, die sich mit derlei Symbolik gern schmückten, für seine Zwecke und seine Geschäftspraktiken einzuspannen.¹¹ Die Empathielosigkeit gegenüber den Opfern der Hamas und der sich darin manifestierende Antisemitismus gebe dem pseudo-emanzipatorischen Budenzauber jetzt bloß den Rest, nachdem der »Peak Woke« in Wahrheit schon vorher längst überschritten gewesen sei; mithin sei es nun an der Zeit, sich von jeder Art von »Wokeness« konsequent zu verabschieden.¹²

Im Licht der Ereignisse nach dem 7. Oktober mag diese Haltung zunächst nachvollziehbar erscheinen. Dennoch wird man den Eindruck nicht los, dass im fröhlich-fundamentalen Abwicklungsfuror mancher konservativer Stimmen sich eben doch nur der Wunsch Bahn bricht, eine politische Krise und eine – wenn auch breite – intellektuelle Verirrung dazu zu benutzen, den eigenen eingewöhnten Blick auf die Welt wieder ins Recht zu setzen. Denn insofern die

»woke« Linke in ihrer Ignoranz gegenüber dem Terroranschlag der Hamas, in ihrem sich in den folgenden Monaten ebenfalls gewaltsam bahnbrechenden Antisemitismus so drastisch der Doppelmoral überführt werden konnte – heißt das dann nicht, dass auch all ihre anderen politischen Forderungen obsolet und unglaubwürdig geworden sind? Wer als privilegierter Protagonist des überkommenen politischen und kulturellen Establishments zuvor schon davon genervt gewesen war, dass plötzlich alle möglichen Vertreter*innen marginalisierter oder sich als marginalisiert empfindender Gruppen ein Recht auf Sichtbarkeit und Hörbarkeit, auf Teilhabe und Entscheidungsbefugnis einklagten – der hat nach dem moralischen Bankrott dieser »Befreiungsbewegung« vermeintliches Oberwasser erhalten. Insofern nämlich die so offensiv eingeklagte Achtsamkeit, die »Awareness« der »Woken« gegenüber allen nur denkbaren Formen der Diskriminierung und des Rassismus gerade dort wieder endet, wo Jüdinnen und Juden betroffen sind – und der Humanismus der achtsamen, »woken«, postkolonialen, queerfeministischen Linken sich mithin als bloß selektiver Humanismus entpuppt –, ist es dann nicht an der Zeit, sich von allen Arten des Postkolonialismus, des Queerfeminismus, der Identitätspolitik zu verabschieden?

Ich halte diese Schlussfolgerung für falsch, und zwar in einer ähnlichen Weise falsch wie etwa die Schlussfolgerung vieler Vertreter*innen des Postkolonialismus, dass wegen einiger weniger rassistischer Zeilen im Werk Immanuel Kants dessen Konzept des moralischen Universalismus und der Menschenrechte als Ganzes als »rassistisch« zu verwerfen sei. Denn dass Kant den Maßgaben der eigenen Moralphilosophie selber nicht in jeder Ausprägung seines Werks gerecht zu werden verstand, heißt nicht, dass man sich vom Universalismus verabschieden muss. Im Gegenteil. Es heißt, dass man diese Idee in all ihren Konsequenzen ebenso gegen ihren Schöpfer wie gegen dessen Verächter*innen zu verteidigen hat.¹³ Und so ist es auch hier. Dass sich manche, vielleicht viele, vielleicht auch sehr viele Vertreter*innen der »worken« Linken, des Postkolonialismus, des Queerfeminismus, der sogenannten Identitätspolitik als bigotte Heuchler*innen oder als Patient*innen einer kognitiven Dissonanz erwiesen haben, heißt noch lange nicht, dass die Ideen und die Utopien, die sich mit diesen Begriffen verbinden, obsolet geworden wären. Dass »verirrte« Linke sich als »Queers for Palestine« für ein misogynies, eliminatorisch homo- und transphobes, islamistisches Regime engagieren – dazu kann man sagen, dass sie in diesem Fall gegen ihre eigenen Interessen argumentieren und handeln, aus politischer Un-

kenntnis, aus ideologischer Verblendung, vielleicht auch nur aus Opportunismus angesichts einer mehrheitlich antiisraelischen und antisemitischen Stimmung in sich als avantgardistisch begreifenden kulturellen und subkulturellen Kreisen. Es heißt aber nicht, dass sich damit die Utopie und die Dringlichkeit der Emanzipation von Frauen, von queeren, trans und nicht binären Menschen erledigt hat. Vielmehr heißt es, dass man diese Idee gegen ihre falschen, selbstvergesenen Freunde ebenso entschlossen verteidigen muss wie gegen ihre ausdrücklichen Gegner – und zwar nicht zuletzt, weil die Verteidigung des Selbstbestimmungsrechts von Menschen jenseits der Cis-Heteronormativität ein zentraler Einsatz bleibt im Kampf gegen all jene rechtspopulistischen, rechtsradikalen, autoritären Kräfte, denen die Existenz von Techno-Festivals, Klubs und »Pride Paraden« als paradigmatisches Symbol eines dekadenten Westens gilt, den es zu zersetzen, zu bekämpfen, zu zerstören gilt. Diese Kräfte sind wesentlich von religiösen Fundamentalismen inspiriert – vom christlichen Fundamentalismus, wie er sich etwa hinter Wladimir Putins Begriff vom »Gayropa« verbirgt;¹⁴ oder vom islamischen Fundamentalismus, der überall dort, wo er an der Macht ist, ein autoritär-patriarchales Gesellschaftssystem etabliert, so wie es die islamofaschistische Hamas ja auch im Gaza-Streifen getan

hat. Dass die »Queers for Palestine«-Linke den politischen Islam nun nicht, wie es der Wahrheit entspricht, als existenziellen Gegner begreift, sondern – wie etwa die*der Philosoph*in und Queer-Theoretiker*in Judith Butler – gar als Bündnispartner im Kampf und »bewaffneten Widerstand« gegen den globalen »weißen« Kolonialismus idoliert, zeigt zweifellos, dass diese Fraktion ihren politischen und moralischen Kompass verloren hat; aber dies bedeutet eben nicht, dass sich das Anliegen der queerfeministischen Emanzipation deswegen überhaupt erledigt hätte. Im Gegenteil. An der Freiheit der Frauen, der queeren, trans und nicht binären Menschen, an der Freiheit all jener, die sich nicht in die angeblich »natürliche Ordnung« der überkommenen Geschlechterverhältnisse fügen wollen – an dieser Freiheit entscheidet sich auch die Zukunft der liberalen Gesellschaften des Westens.

Was also tun? Mag der moralische Bankrott der »woken« Linken nach dem 7. Oktober auch eine tiefe Erschütterung hinterlassen – und mitunter eine tiefe Einsamkeit nach dem Verlust vieler Menschen, die man für Freunde hielt oder jedenfalls für politische »allies« –, so glaube ich trotzdem, dass es wichtig ist, sich in diesem Moment nicht der Verbitterung zu überlassen und dem Ressentiment. Vielmehr sollte man zunächst die

Frage stellen: Was ist es eigentlich, das hier falsch gelaufen ist? Was ist es, von dem man sich nach dem 7. Oktober verabschieden muss? Ist es wirklich »der« Postkolonialismus, »der« Queerfeminismus und »die Wokeness« an sich? Oder ist es nur eine bestimmte Verirrung, eine ideologische Verhärtung, die sich weniger aus der Philosophie, der Soziologie, der Geschichtswissenschaft speist, sondern vielmehr aus den vulgarisierenden Aneignungen dieser Wissenschaften und ihrer Begriffe durch Aktivist*innen, Künstler*innen, nachrangige Theoretiker*innen? Sollte und muss man angesichts dieser Verirrungen nicht erst einmal wieder dorthin zurückkehren, von wo aus der Postkolonialismus und der Queerfeminismus – und das, was wir heute als »woke Bewegung« betrachten – einmal gestartet sind?